



«Die idealen Bedingungen gibt es nicht»

THEATER Walter Millns inszeniert sein vielleicht letztes Sommertheater-Stück. Ein Gespräch übers Schreiben, Angst und die Allegorie der Trockenmauer.

Interview: Nora Leutert

Walter Millns, morgen ist Premiere Ihres Sommertheater-Stücks. Sie wirken nicht nervös.

Walter Millns Nein, gar nicht. Es läuft gut. Das Ensemble ist toll, es sind alle zuverlässig, es gibt niemanden, der kompliziert tut.

Eigentlich scheint es nie so, als hätten Sie Bammel vor Premieren.

Das bringt auch nichts. Es kann sowieso immer etwas schiefgehen.

Sind Sie wirklich so entspannt? Oder beherrschen Sie einfach die Kunst des sicheren Auftretens?

Ich bin tatsächlich entspannt. Was mich schon mehr beschäftigt, ist, wie ich die Schauspielenden bei der Stange halten kann. So, dass sie über die ganze Spielzeit hinweg neugierig bleiben und die Vorstellungen nicht einfach abspulen. Denn das merkt man beim Zuschauen.

Nach der Hauptprobe gestern sagten Sie zum Ensemble, hinter der Bühne solle lockere Stimmung herrschen.

Genau, sie sollen sich nicht verkrampfen und jedes Mal frisch in die Sache reingehen.

Sie sind nicht der Regisseur, der seine Leute zu Höchstleistungen und zur Verausgabung anspornt.

Das Ensemble braucht Reserven, wenn wir so

viele Vorstellungen haben. Ich will die Leute nicht schleissen.

Das machen viele Regisseure im professionellen Theater anders.

Das hat oft auch mit Angst zu tun. Oder mit der Unsicherheit der eigenen Arbeit gegenüber.

Dass das eigene Stück nicht gut sein könnte? Ja, ja. Wobei ich jetzt für andere rede, das ist schwierig (*lacht*). Aber ich habe schon das Gefühl, viel Stress kommt durch Angst zustande.

Als Regisseurin möchte man sich ja auch nicht blamieren.

Klar, aber diese Furcht habe ich nicht. Was das Publikum denkt und in dem Stück sieht, das kann ich sowieso nicht beeinflussen, das muss ich aus der Hand geben.

Ist es anders, ein Theaterstück zu schreiben, als einen Roman?

Ja, schon. Bei den Theaterstücken orientiere

ich mich am Ensemble und an anderen Gegebenheiten. Beim Romanschreiben habe ich nur mich selbst, eine Idee und das, was fehlt.

Was ist das, was fehlt?

Normalerweise habe ich eine Grundidee, die genug Material für etwa einen Drittel des Buches liefert. Und dann suche ich das zusammen, was es für ein ganzes Buch braucht.

Also Handlungsstränge?

Ich denke stark in Szenen. Ich gehe davon aus, dass ich für ein Buch jeweils 50 Szenen brauche.

Ist das Ihre Grundformel?

Das funktioniert für mich irgendwie.

Wieso 50?

Es ist eine ziemlich rechnerische Sache. Für Bücher, wie ich sie bisher geschrieben habe, braucht es etwa 400 000 Zeichen. Ein Kapitel umfasst durchschnittlich 8000 Zeichen. Und für jedes Kapitel braucht es eine Szene. Also 50 insgesamt.

Das ist ja mal pragmatisch!

Ich gehe ziemlich handwerklich vor, ja. Man sagt, es gebe zwei Arten von Menschen beim Schreiben: Jene, die drauflos schreiben, und jene, die planen. Ich gehöre zu den zweiten.

Funktioniert das Erste für Sie nicht?

Ich bleibe dann beim Schreiben immer etwa auf Seite 30 stecken und merke, dass ich mich verrannt habe.

Wenn Sie ein Buch schreiben, ist das Ihr ganz eigenes Projekt. Da gibt es keine Ausflüchte, keine Ausreden. Setzt Sie das mehr unter Druck, als wenn Sie ein Theaterstück inszenieren?

Nein, und zwar gerade deshalb nicht, weil beim Romanschreiben keine anderen Leute mit drin hängen. Wenn ich hingegen hier beim Sommertheater einen Seich mache und die Laienschauspielerinnen und -schauspieler dumm aussehen auf der Bühne, ist das sehr unangenehm. Das ist bei einem Roman nicht der Fall, da fällt alles auf mich zurück. Und was auch anders ist beim Bücherschreiben: Wenn ich mal nicht weiterkomme, dann schauen mich nicht zwanzig Augenpaare an.

Es schauen Sie nicht zwanzig Augenpaare an, dafür sind Sie mit sich alleine. Kommen Sie beim Romanschreiben auch mal in einen komischen Wahn hinein?

Es geht. Ich kann eh nicht lange sitzen blei-

ben (*lacht*). Ich schreibe eine Stunde oder zwei, und dann mache ich etwas anderes.

Haben Sie nie Schreibblockaden?

Nicht so, nein. Was mir jetzt gerade passiert ist: Ich sitze an einer Idee für einen Krimi und habe ihn das erste Mal bis zur Hälfte und das zweite Mal bis zu einem Viertel geschrieben, nur um dann beim Durchlesen zu merken, dass es ein Seich ist. Jetzt bin ich am dritten Versuch.

Sie haben den Text immer komplett verworfen? Ist das nicht ein Frust?

Das hat mir schon gestunken. Aber besser, man merkt es. Wenn der Roman am Schluss nicht gut ist, dann nimmt ihn eh kein Verlag.

«Man sagt, es gebe zwei Arten von Menschen beim Schreiben. Jene, die drauflos schreiben, und jene, die planen.»

Wie lange sitzen Sie schon am neuen Krimi? Seit zwei, drei Jahren.

Man hat bei Ihnen immer das Gefühl, Sie hätten sehr viele Dinge am Köcheln. Sind Sie immer busy?

Es geht noch. Jetzt habe ich viele Schulprojekte in Zürich und Umgebung, das war schon anstrengend. Damit ich dort um 8 Uhr anfangen kann, muss ich morgens um 5.30 Uhr aufstehen, das ist definitiv nicht mein Ding. Und abends dann noch Sommertheaterproben. Diese Zeit war etwas stressig, aber sonst ist es eigentlich nicht so. Ich kann mich recht gut organisieren und ich bin ziemlich schnell, komischerweise.

Schnell im Arbeiten?

Ja.

Wieso komischerweise? Passt das nicht zu Ihnen?

Doch, schon, aber ich merke das gar nicht. Die Leute sagen es mir teilweise.

Den Eindruck teile ich. Man hat das Gefühl, Sie kommen, sehen, haben gute Einfälle, machen und gehen.

Ja, da habe ich schon Glück.

Sie sind nicht der von Selbstzweifeln zerfressene Autor und Perfektionist, der ein

Werk immer weiterwälzen muss.

Irgendwann ist gut, ja. Es ist so wie bei uns zu Hause im Garten, da haben wir ... (*hält inne*). Nein, vielleicht ist es ein doofes Beispiel.

Bitte, erzählen Sie.

Also, wir haben bei uns im Garten eine Trockensteinmauer gebaut. Mit Hilfe von einem, der professionell Trockensteinmauern baut. Man nimmt Steine in verschiedenen Formen und Grössen. Die Mauer ist toll geworden. Aber man hätte sie sicher noch perfekter machen können, wenn man vorher genau geschaut hätte, welcher Stein eins zu eins auf den andern passt.

Ein gutes Beispiel.

Manchmal muss man die Dinge lassen, wie sie sind.

Ist das eine Gabe? Andere Autoren sagen, sie brauchen den Selbstzweifel als Antrieb, um immer besser zu werden.

Was heisst besser werden? Es kann auch heissen, verbissener zu werden. Das will ich definitiv nicht. Das ist ein bewusster Entscheid.

Sie sind auch von Natur aus kein Haderer, kein Zauderer, oder?

Nein, das bin ich nicht. Manchmal vielleicht ein Aufschieber. Obwohl, das bin ich auch nicht mehr. Ausser vielleicht bei der Gartenarbeit (*lacht*).

Darum haben Sie eine Trockensteinmauer angestellt.

Ja, das heisst, wir haben die Mauer gemeinsam gebaut. Eine tolle Arbeit.

Ah, der Trockensteinmaurer hat Regie geführt. Ja, damit die Mauer auch hält.

Das ist ja auch ein Erfolgsgeheimnis, dass man genau so viel macht, wie es braucht. Ja.

Kunst ist Ihr Brotjob. Hätten Sie überhaupt den Luxus, sich in endlosen Überlegungen zu verstricken?

Nein, den hätte ich nicht. Das würde mich auch angurken (*lacht*). Ich bin viel zu neugierig. Irgendwann ist gut und dann sage ich, okay, next.

War für Sie immer klar, dass Sie Kunst und Kultur und nichts anderes machen wollen?

Ich wusste schon als Kind, dass ich keinen Nullachtfünfzehn-Job will. Dass ich selbst entscheiden möchte, was und wie ich es mache.

Seit Kindheit haben Sie das konsequent verfolgt?

Ja, schon. Mein Vater hat Cartoons gezeichnet, und ich wusste immer, dass ich meinen Lebensunterhalt auf ähnliche Weise verdienen möchte. Das ist übrigens etwas, was ich selbst auch mal noch vertiefen möchte: das Illustrieren und Zeichnen. Ich wollte damals nicht unbedingt dasselbe machen wie der Vater, aber es macht mir schon Spass.

Klingt nicht so, als würden Ihnen bald die guten Einfälle ausgehen.

Nein, nein.

Wie lange machen Sie das Sommertheater noch? So lange wie möglich? Oder haben Sie bald genug?

Es gibt eine Verjüngung des Vorstands, dort gehe ich raus nach der jetzigen Produktion. Ich bin also nicht mehr regelmässig für das Sommertheater engagiert. Aber ich kann immer noch Projekte eingeben.

Das heisst, es kann gut sein, dass Don Quijote Ihr letzter Streich fürs Sommertheater ist? Vielleicht, ja. Das Stück ist für mich sehr schön, weil ich alles machen konnte, was ich liess finde. Das Zusammenspiel mit der Musik, die Choreografien, die offene Spielweise, bei der die Schauspielenden fliegend in verschiedene Rollen schlüpfen: Das entspricht mir sehr.

Die Umbauarbeiten der mittleren Bühne sind noch nicht ganz so weit wie gehofft. Einer in der Halle geplanten Ausstellung wurde die Absage erteilt, das Sommertheater findet trotzdem statt. Gab es bei Ihnen kein Knatsch?

Einmal bin ich ausgeflippt, vor etwa vier Wochen, als die Proben durch Bauarbeiten verhindert wurden. Da bekam ich es tatsächlich mit der Angst zu tun, dass wir mit dem Stück nicht fertig werden. Dass die Halle aber noch nicht ganz so weit ist, das ist für uns gar kein Problem. Man findet ja nie die absolut idealen Bedingungen im Leben, die gibt es gar nicht.

Stellt sich nur die Frage, ob man sich mit dem Gegebenen arrangieren kann.

Ich glaube, es bleibt einem nichts anderes. Sonst wird man nicht glücklich im Leben.

Und sind Sie glücklich?

Ja, schon. Eigentlich geht es mir sehr gut.

Und mit Don Quijote, diesem irrenden Ritter, haben Sie aber nicht so viel gemein, oder?

Wie er sich in Phantasien versteigt.

Mol, ein wenig schon. Nur kann ich im Gegensatz zu ihm jeweils wieder aussteigen (*lacht*).

«Don Quijote» wird bis zum 21. August in der Bachtornhalle gespielt. Die Theaterbeiz (unter freiem Himmel) ist an Vorstellungstagen ab 17 Uhr offen. Aktuelle Infos und Tickets unter: sommertheater.ch



Sancho Pansa (Thomas Messerli) und Don Quijote (Felix Pletscher) im Kampf gegen Windmühlen.

Fotos: Peter Pfister